denn es gilt als ein übles Vorzeichen. Auch darf es an dem bestimmten Abende nicht regnen, und wenn es auch nur ein Staubregen wäre; ferner darf das Geschrei eines gewissen Nachtvogels nicht zu hören sein. Tritt einer dieser widrigen Zwischenfälle ein, so muß die Zusammenkunft der Frauen auf einen anderen Abend verlegt werden. Verläuft aber alles gut, so wird das Holz in die Brandung geworfen und durch die Wellen seewärts getrieben. Kommt der Stamm nicht wieder zum Vorschein, so gilt das als ein gutes Vorzeichen; wird er aber mit steigender Flut wieder in die Bai hereingetrieben, dann droht Unheil; es muß eine neue Zusammenkunft abgehalten und die Prozedur mit dem Stamme wiederholt werden. Lauten endlich alle Zeichen günstig, dann können die Krieger ihren Raubzug beginnen, nachdem man einige Nächte zuvor durchlärmt hat, um „die Fahrt einzusingen". In dem Augenblicke, wo die Prauen aus der Bai hinausfahren, darf kein anderes Boot die Überfahrt von Doreh nach Mansinam oder umgekehrt unternehmen. Erst müssen die Krieger außer Sicht sein, weil sonst der Geist, der in einem Strandfelsen wohnt, „Faaknik" (Sturm) hervorrufen würde.

Die Lebensweise der Xosa-Kaffern.

Von Missionssuperintendent Dr. theol. A. Kropf in Bethel (Südafrika).

II [1]).

1. Vergnügungen. Die Vergnügungen der Kaffern sind nicht sehr mannigfaltig. Zu ihnen gehören:

a) Die Abendunterhaltung (intlombe), besonders nach der Rückkehr von einer Reise, wo sich die Freunde und Nachbarn einfinden, um von Reiseerlebnissen zu hören, die haarklein erzählt werden. Dabei kreist fleißig der Biertopf; der eine oder andere Kaffer erhebt sich in der niedrigen Hütte, gestikuliert mit Händen und Füßen, worin ihr Tanzen besteht, die andern klappen mit den Händen und summen dazu. Die Jugend ist fröhlich, die alten Weiber schwatzen, die Männer unterhalten sich laut, wobei oft aus vollem Halse gelacht wird, besonders wenn ein Hofnarr dabei ist und die andern mit seinen Späßen ergötzt. Die Hunde heulen; einige Knaben blasen auf Rohrflöten; mit einem Worte, es ist eine Unterhaltung in der schönen, silberhellen Mondnacht, die Steine erweichen, Menschen rasend machen kann. So geht's bis zum ersten Morgengrauen, bis man in die Hütten unter die Karosse kriecht.

b) Der Tanz am Tage im Freien beim Viehkraal oder nahe beim Wohnhause wird in der Weise aufgeführt, daß auf der

1) Siehe „Mitteilungen der Geogr. Gesellschaft zu Jena" Band IX, Heft 1 u. 2, S. 7 f.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

einen Seite die Frauen in Evas Kostüm zu ihrem Summen und Brummen mit Stöcken auf einem getrockneten Ochsenfell den Takt schlagen, auf der anderen die Jünglinge und Mädchen, jeder mit einem Spieße in der Hand, Luftsprünge machen, ihre Glieder verzerren und Juchzer ausstoßen. In einiger Entfernung sitzt ein Häuflein bejahrter Frauen und Greisinnen bei einander. Das alte Mütterchen lobt mit höchster Zufriedenheit die Bewegungen der nackt tanzenden Tochter oder Enkelin. Zur Rechten sitzen die Männer stumm und ernst, als gälte es auf Orakel zu achten, höchstens entschlüpft ihrem Munde ein ernster Tadel, wenn einem Vater die Gestikulationen des Sohnes nicht recht gefallen. Hat das junge Volk genug an diesem Vergnügen, bei dem es sich in Schweiß badet, so erheben sich die Männer, um ihre Künste zu zeigen und sich darin einander zu überbieten. Nun geht den Weibern der Mund auf; die eine ruft den Lobpreis ihres Mannes aus: „Seht meinen Mann, wie er einherschreitet, ist es nicht der Schritt des Elephanten u. s. w.?“ eine andere: „Seht, mein Mann stolziert einher wie ein Löwe“, eine dritte: „Der meinige übertrifft alle, er fliegt daher wie ein Adler.“ Die zu solchem Tanze Eingeladenen bringen ihre Milchsäcke mit Milch gefüllt mit; für reichliches Bier sorgt der Festgeber.

c) Wettrennen mit Ochsen macht den Kaffern großes Vergnügen und findet gewöhnlich zum Schluß der Hochzeiten statt. Schon die Kälber werden von den jungen Burschen durch Pfeifen und Rufen zum Schnelllaufen angetrieben. Beim Wettrennen der Ochsen laufen die Männer oder reiten zu Pferde unter stetem Pfeifen und Rufen vor, hinter und neben den Ochsen her. Die galoppierenden Tiere werden durch Lobpreis angefeuert, indem man den einzelnen je nach seiner Ankunft aufmuntert: „Du Ochs, der du zu N. geboren bist, dein Vater sah schwarzweiß aus; er errang den Preis bei dem und dem Rennen; du wirst ihm doch nicht nachstehen; zeige heute deine Kraft, Schnelligkeit und Ausdauer; heute wirst du doch alle andern übertreffen!“ u. s. w. Der Ochse, der den Sieg erringt, wird nun auf das närrischste und übertriebenste gelobt, wobei man seine Bewegungen nachahmt. Es ist eine aufregende Szene, während welcher der Schweiß in Strömen herabfließt. Durch dieses Wettrennen sollen die Ochsen geschickt werden, im Kriege dem Feinde zu entkommen. Oft müssen sie ihren Herren auch als Schutzwehr dienen, damit sie nicht von den Geschossen des Feindes getroffen werden. Solche gut abgerichtete Tiere werden niemals getötet, sondern sind von Besitzern und Erben hochgeschätzt.

d) Die Jagd gewährt den Eingeborenen offenbar das größte Vergnügen. Jeder Kaffer hat wenigstens einen Hund, sonst aber mehrere von allerlei Rassen. Selbst Knaben sehen schon frühzeitig darauf, einen Hund zu besitzen und ihn beim Viehhüten zur Jagd abzurichten. Der Hund wird in großen Ehren gehalten und schläft neben seinem Herrn in der Hütte, so daß beide sich aneinander wärmen. Wehe dem, der ihn stieße oder würfe; der würde schlecht ankommen, denn der Hund verhilft ja dem Kaffer zu Fleisch. Gehen sie auf

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

große Jagd, so müssen die Frauen mit den Töpfen auf den Köpfen ihnen folgen, damit das erlegte Wild gleich im Walde, wo sie jagen und sich lagern, gekocht und verzehrt werden kann; denn das Fleisch des Wildes geht ihnen über alles. Ehe sie den Wald betreten, stellt einer von ihnen mimisch das Wild dar, wie es ruhig grast; die andern stellen dar, wie sie es fangen; dann geht es unter vielen Anrufungen der Geister der Vorfahren in den Wald. Das erlegte Wild gehört dem, dessen Hund es fängt, nicht dem, der es mit seinem Spieße getroffen hat; auch wenn der Herr des Hundes nicht bei der Jagd zugegen gewesen sein sollte. Wer zuerst bei dem erlegten Wilde ankommt und mit seinem Spieße oder Stocke auf ein Hinterviertel schlägt, ehe der, welchem es gehört, hinzukommt, hat das Anrecht auf dieses. Das Übrige wird von der ganzen Jagdgesellschaft verzehrt. Das Fell gehört dem Eigentümer des Hundes. Früher, als das Wild noch nach Tausendon zählte, wurde es in Fallgruben, die inwendig mit Pfählen von hartem Holze versehen und mit Laub verdeckt waren, gefangen, was eher einem Morden glich.

2. Gewerbe. Einen Gewerbetreibenden nennt der Kaffer incibi, was einen geschickten Menschen, Handwerker oder Künstler bedeutet; incibi yomti, der die Bäume bearbeitet, Zimmermann; incibi yentsimbi, der das Eisen bearbeitet, Schmied. Auch die Doktoren (Priester) heißen incibi. Sowohl Männer als Frauen können Gewerbe betreiben. Männer betreiben das Gewerbe:

a) der Waffenschmiede. In der Herstellung von Waffen zeigen sie eine große Fertigkeit. Nachdem Kohlen gebrannt sind, wird die Esse aus einem kleinen Lehmhügel von 2 Fuß Breite und $1^1/_2$ Fuß Höhe hergestellt, rund, hohl, mit 2 Löchern versehen. Zwei Säcke von Ziegenfellen, an deren Enden zwei ausgehöhlte Hörner befestigt sind, bilden den Blasebalg. Das Eisen, woraus alle Waffen gefertigt werden, wird durch ein kleines Kohlenfeuer zuerst in der Esse heiß gemacht, dann mit einem runden Steine vierkantig gehämmert, ausgereckt, zugerichtet, wieder gehämmert, damit die rechte Form herauskommt, und dann völlig ausgearbeitet. Nun ist die Waffe (umkonto, Spieß) fertig. Für 6—8 Stück bekommt der Schmied eine Kuh. Es giebt 8 Sorten von Spießen:

intshuntshe, vom Einsatz in den Stock bis zur Spitze 14 Zoll lang, 1 Zoll und darüber breit;
isigixa, 10 Zoll lang, mit 3 Zoll langem, rundem Halse hinter der Schneide;
irisana, 8 Zoll lang, ohne Hals;
isaka, 6 Zoll lange Schneide mit 6 Zoll langem, viereckigem Halse, der ringsherum kleine Zähne und Widerhaken hat;
inkonjane, 3 Zoll lange Schneide und 2 Haken wie ein Pfeil;
ingola, 5 Zoll lange Schneide mit 8 Zoll langem Halse;
iquoqa, 4 Zoll lange Schneide mit 6 Zoll langem, bunt ausgezacktem Halse;
ingqanda, 10 Zoll lange Schneide mit 3 Zoll langem Halse, überall vierkantig wie ein großer Pfriemen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

Diese Spieße werden an einem 5 Fuß langen, dünnen Stocke von der Dicke eines Ladestockes befestigt, der aus dem Holze eines Assagaibaumes (Curtisia faginea) gefertigt ist. Der Stock wird zu dem Ende oben gespalten, und das $1^1/_2$ Zoll lange vor dem Halse stehende glatte Ende wird, wie bei uns die Messerklingen, in die Spalte eingeschoben und mit einem feinen Riemen, der vom Haarbusch des Ochsen gemacht wird, fest umwickelt und verharzt.

Andere Erzeugnisse der Eisenschmiedekunst sind Beile und Nadeln. Das Beil von Eisen ist 4—6 Zoll lang, an der Schneide 2, am Ende $1^1/_2$ Zoll breit, oft auch spitz, ohne Öhr. Die Schneide, die etwa einen reichlichen Viertelzoll dick ist, ist länglich-rund und von beiden Seiten kurz geschliffen. Das Ende ist dünner und wird in einen Stiel von hartem Holze eingeschlagen, so daß es durch den Stiel durchgeht und auf der andern Seite etwas heraussteht. Die Beile sind vermöge ihrer Härte und Form so stark, daß sie nie ausbrechen. Auch die Gerber bedienen sich ihrer zum Gerben. Die Nadeln sind von verschiedener Länge, selten 12 Zoll lang und von dem Durchmesser eines dicken Strohhalms; die Spitze ist etwas kurz gefeilt, das Ende ohne Öhr und bunt ausgezackt. Sie werden gebraucht zum Vorstechen beim Nähen und zum Herausziehen der Dornen.

b) Die Messingschmiede, die ohne Feuer arbeiten und aus Metall, welches aus der Kapkolonie kommt, Arm- und Fingerringe und den Gurt fertigen, der über den Hüften um den Leib getragen wird und der aus lauter glattgehämmerten, schön abgerundeten Ringen von einem halben Zoll Durchmesser, die auf einen Riemen gereiht sind, besteht. Zu einem solchen Gürtel, den man als Zierrat trägt, gehören 300—400 solcher Ringe. Für 2 Gürtel bekommt der Meister eine Kuh.

c) Die Gerber bereiten die Ochsenfelle zu Kleidern (Karossen). Eine Vorrichtung, wie die Schlichtbäume der deutschen Gerber, wird dadurch hergestellt, daß zwei Seitenpfähle mit dem unteren Ende in die Erde gesteckt und an den Zaun des Viehkraals angelehnt werden. An den oberen Enden haben sie Gabeln, auf die ein dritter Pfahl querüber gelegt wird; der vierte wird mit hölzernen Haken an den unteren Enden der Seitenpfähle befestigt. Hierauf wird die Haarseite der Haut naß gemacht und mit Kuhmist bestrichen; die Aasseite wird mit warmem Wasser gut angefeuchtet und durch die Löcher, die beim ersten Aufspannen des Felles auf der Erde durch große hölzerne Pflöcke entstanden sind, mit Riemen auf die vier Pfähle aufgespannt. Dann wird die Aasseite mit den oben beschriebenen Beilen nach Art des Schlichtens bei unseren Gerbern so lange geschabt, bis die Wurzeldrüsen der Haare zum Vorschein kommen. Zwei Männer müssen angestrengt arbeiten, um bei diesem Verfahren in einem Tage die Haut fertig zu machen, was nicht zu verwundern ist, da die Haut unter keiner andern Vorarbeit war und das Beil ihr einziges Werkzeug ist. Allein die Haut ist überall so gleichmäßig bearbeitet, wie es ein Gerber hier kaum mit seinem Falz zu-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

stande bringt. Was abgeschabt und bei uns zu Leimleder verbraucht wird, kochen sich die Kaffern und essen es als Leckerbissen.

d) Schuhmacher. Die Stirnhaut des Ochsen wird einfach aufgespannt und getrocknet und dient so zu Sohlleder. Die Haarseite wird nach außen getragen. Die Sohlen stehen rund herum einen Finger breit um den Fuß vor. Eine 2 Zoll breite Lasche auf jeder Seite bildet das Ober- und Vorderleder und ein anderes breites Stück das Hinterleder. Alle 3 Stücke werden durch ein Riemchen auf dem Fuße zusammengeschnürt. Dieses Handwerk bringt wenig ein, da nur einzelne Leute Schuhe tragen, und dann nur bei weiten Reisen oder im Kriege. Wer die Zuthat zu 2 Paaren giebt, bekommt ein fertiges Paar zurück. Ein Paar kostet ein Ziegenlämmchen. Die Schuhmacher sind auch zugleich Verfertiger der Schilde aus Ochsenfell und des Kriegsschmuckes, d. h. der Kranichflügel, wovon zwei, an einem Bundriemen befestigt, den Helm der Helden bilden, wenn es in den Krieg geht. Der Riemen wird so um den Kopf befestigt, daß auf jeder Seite des Kopfes der Flügel gerade in die Höhe steht.

e) Verfertiger von Tabakspfeifen. Aus einem Stück Holz, gewöhnlich aus dem Stammende des Baumes, schnitzen sie Pfeifen mit geradestehendem Rohr, wie die holländischen Thonpfeifeu (Stummelpfeifen). Ein 2 Zoll langes ausgehöhltes Stück bildet die Spitze. Den Kopf legen sie oft sehr zierlich mit Blei aus. Diese Arbeit bringt nicht sehr viel ein, da die Pfeifen meist als Geschenk weggegeben werden. Ein mit Blei ausgelegtes Exemplar bezahlt man manchmal mit einem Kalbe. Die Wasserpfeife erfordert mehr Arbeit und kostet deshalb auch mehr.

Frauen betreiben das Gewerbe der:

a) Schneiderinnen, die die Karosse für beiderlei Geschlechter und die Mützen für die Frauen anfertigen. Wenn die Haut vom Gerber gekommen und trocken ist, so wird sie wieder naß gemacht, mit einem groben Granitstein gerieben, wieder aufgespannt und mit trockenen Aloëblättern, die sehr scharfe Zähne haben, wollig und faserig gekratzt. Dann wird sie im Hause an einer warmen Stelle aufgehängt, damit sie trockne. Den Tag darauf wird sie mit alter saurer Milch angefeuchtet, und wenn sie erweicht ist, wieder mit Aloëblättern aufgekratzt, wobei alle Weiber des Platzes helfen. Ist sie wieder trocken, so wird sie getreten und mit den Händen weichgerieben, auf der Haarseite mit Fett bestrichen, zusammengerollt und gebunden. Am nächsten Tage wird sie wieder gerieben, damit das Fett einziehe, dann wieder mit warmem Wasser angefeuchtet und zum dritten Male mit Aloëblättern gerieben. Fängt sie an zu trocknen, so wird sie wieder aufgeschlagen und zum vierten Male mit Aloëblättern behandelt, bis sie recht wollig und weich ist. Danach werden die Ränder abgeschnitten; sie wird wieder getreten und mit Händen gerieben und ist nun zum Zuschneiden bereit. Je nachdem die Haut groß ist, werden 3 oder 4 Blätter daraus geschnitten, die an einem Ende schmal, am andern breit sind. Die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

schmalen kommen nach den Schultern, die breitern nach dem untern Ende, und werden mit Zwirn aus den Sehnen der Vorder- und Hinterblätter des Viehs zusammengenäht, wobei sie mit der oben beschriebenen Nadel vorstechen. Ist die Haut fertig genäht, so wird sie wieder naß gemacht und aufgespannt, damit die Nähte gerade gezogen werden. Dann wird sie aufs neue mit den Händen gerieben, mit Fett bestrichen und mit saurer Milch eingesprengt. Darauf werden Kohlen von weichem Holze zu Staub gerieben, auf das Kleid gestreut und hineingerieben, damit es eine schwarze Farbe bekommt. Wenn es gut geht, so wird ein solches Kleid in 3—4 Wochen fertig. Die Haarseite wird auf dem Leibe getragen.

Die Mützen der Weiber bestehen aus 4 Buschbockfellen, auf denen ebenfalls die Haare bleiben. Drei solcher Felle werden, wenn sie gehörig zubereitet sind, wie ein Rock, der oben und unten offen steht, zusammengenäht. Dieser Sack wird in der Mitte eingebogen; die eine Hälfte wird umgelegt und bildet eine Klappe, die vorn herunterhängt, wie das Ende einer Zipfelmütze. Aus dem 4. Felle wird eine lange, 4 Zoll breite Schärpe geschnitten und an einer Seite der Mütze befestigt. So wird sie in die Erde eingegraben, damit sie zähe werde, wieder herausgenommen und mit süßer Milch besprengt. In die Klappen werden etliche Hölzchen gesteckt, damit sie die rechte viereckige Form bekommt. Dann wird sie nochmals in die Erde gesteckt, wieder herausgenommen, ausgereckt, und wenn sie trocken ist, weich gerieben, beschnitten und ist nun fertig zum Aufsetzen.

b) Korbmacherinnen. Wenn die zu dieser Arbeit nötigen Binsen geschnitten und getrocknet sind, so werden die besten ausgelesen, naß gemacht und gespalten. Aus diesen werden wieder die besten herausgesucht, vom Marke befreit und zum Flechten der Körbe gebraucht. Die andern gespaltenen werden in fingerdicken Rollen zusammengefaßt und zum Einlegen benutzt. So wird dann immer an einem Stricke fort eingelegt und eine Reihe durch die andere genäht. Je nach der Größe der Körbe ist auch die Näherei verschieden, aber durchgängig sehr akkurat und schön aussehend. Der größte, itala, faßt ungefähr 2 Scheffel; dann kommen amaqindiva, 2 Eimer fassend, zum Aufbewahren von Kleinigkeiten; dann inzwazwa, 1 Eimer haltend; dann amatunga, wohinein gemolken wird, etwa $^1/_2$ Eimer fassend, und izitya, woraus gegessen und getrunken wird, und kleine, wie Becher, werden verfertigt, aus denen die Säuglinge getränkt werden. Diese Arbeit verstanden beinahe alle Frauen.

c) Töpferinnen. Dies Gewerbe verstehen nur einzelne Frauen. Der Thon, trocken gegraben und zu Pulver gerieben, wird naß gemacht und geknetet. Nach dem Formen wird der Topf an der Luft getrocknet; trockene Kuhfladen werden innen und außen um den Topf gelegt und ein großes Feuer ringsherum gemacht, bis der Topf gut durchgebrannt ist. Ist er kalt geworden, wird Kafferhirse gerieben, das Mehl mit Wasser angefeuchtet und in den Topf gethan, Wasser zugegossen und das Korn zu einem trockenen Brei gekocht. Hiermit wird der Topf innen und außen bestrichen. Was

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

übrig ist, wird wieder hineingethan, Wasser zugegossen und so lange gekocht, bis nach vielem Überkochen nichts mehr darin ist. Dies ist die Glasur, die aber kein Ansehen hat. Für einen Topf, 2 Eimer fassend, bekommt die Töpferin eine Ochsenhaut, von sehr reichen Leuten manchmal eine Kuh.

3. Krieg. Jeder Kaffer ist ein geborener Krieger. Der Krieg erscheint ihm als eine angenehme Aufregung. Schon von klein auf beginnen die Knaben, mit Schild und Knüttel bewaffnet, gegeneinander zu kämpfen. Haben sie keinen Schild, so parieren sie mit dem linken Arm, der mit einer Decke umwunden ist. Sollte es dabei auch Wunden und zerbrochene Glieder geben, der Kampf muß ausgefochten werden, damit man sieht, wer der Stärkere ist. Selbst da, wo sie sich im Ernst bekämpfen, sehen es die Eltern nicht gern, wenn man sie auseinanderbringt, wie man auch einen Knaben schwer dazu bringen kann, kämpfende Hähne an ihrem Kampfe zu hindern. Er hat seine Freude daran, sie anzureizen, bis einer unterliegt.

Die Xosa haben keine solche militärische Organisation, wie die Sulu. Ihr Kriegsheer ist in zwei Divisionen geteilt, nämlich die der Veteranen oder Helden, die sich bereits in früheren Kriegen ausgezeichnet haben und deshalb als Dekoration die obengenannten Kranichflügel am Kopfe tragen, von denen jeder Häuptling 80 bis 200 Paar in dem Hause seiner großen Frau (ibotive, Palais) aufbewahrt. Sie halten es unter ihrer Würde, sich mit solchen einzulassen, die nicht in gleichem Range mit ihnen stehen und denselben Schmuck wie sie tragen. Die zweite Division besteht aus jungen Kriegern, die den Namen „Rundköpfe“ (ingqukuva, ungehörnt) führen und jenen Schmuck noch nicht tragen dürfen. Beim Beginn eines Gefechtes, wenn Veteranen mit Rundköpfen zusammenstoßen, schützen jene sich mit dem Schilde und gebrauchen nicht den Speer, aber in der Hitze des Gefechts wird dieser Unterschied oft vergessen.

Des Häuptlings Leibwache heißt amazembe, d. i. Beile, oder amafanankosi, d. i. die mit dem Häuptling sterben, wenn er im Kriege fallen sollte. Die Krieger sehen beim Beginn eines Krieges noch viel phantastischer aus als in Friedenszeiten. Sie tragen eine Menge Schwänze von Rindern, Katzen und anderem Getier um den Leib und an den Beinen, auf dem Kopfe und an den Oberarmen, auch sonst noch allerhand Ketten und Perlenschnüre, auf dem Rücken den langen ledernen Köcher für die Spieße, deren es lange Wurf- und kurze Stoßspieße giebt, die mit der rechten Hand geführt werden, während die linke den hohen, von Ochsenfell gefertigten Schild zur Deckung benutzt.

Je nachdem einer geschickt werfen kann, erreicht er mit seinem Spieße 60—100 Schritt, trifft aber selten das wirkliche Ziel. Deshalb ist die Kriegskunst nicht bedeutend und besteht hauptsächlich darin, daß der eine den andern zu beschleichen und mit ihm handgemein zu werden sucht, wozu sie das Gebüsch wählen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

Im offenen Felde bilden sie zwar einen geregelten Haufen; kommt's aber zum Angriff, so zerstreuen sie sich, werfen mit den Spießen und suchen die des Feindes mit einem Stocke nach Art des Fechters abzuwehren oder dadurch, daß sie sich plötzlich lang auf die Erde werfen und ebenso schnell wieder aufspringen.

Vor dem Auszuge in den Krieg, manchmal auch während des Kampfes, sucht der Häuptling durch zwei mit einander kämpfende Stiere, die die beiden kriegführenden Parteien darstellen, den Ausgang des Krieges zu erforschen. Bei dem Kriegstanze vor dem Auszuge in den Krieg glaubt man eine Menge Wahnsinniger vor sich zu haben. Die Erde erbebt von ihrem Stampfen, die Luft ertönt von ihrem Schreien und Singen der Kriegsgesänge. Sie schwingen ihre Spieße in die Luft, stechen um sich, ohne zu sehen, wohin sie fahren. Sie geifern, schäumen, verdrehen die Augen und Glieder, werfen den Kopf bald da, bald dorthin, spießen Grashalme und was sonst am Wege liegt, auf, fliegen dann sozusagen wie eine Windsbraut über den Erdboden hin, um zu zeigen, wie sie dem Feinde entgegenstürmen werden, um ihn niederzumachen. Es ist ein Wunder, daß sie in diesem wilden Durcheinander sich nicht mehr verwunden, als es geschieht. Noch wilder sind ihre Tänze, wenn sie siegreich aus der Schlacht zurückkehren. Solche Kriegstänze werden nicht bloß beim Ausbruch eines Krieges gehalten, sondern auch zur Zeit des Frühlings, und wenn der Mais reift.

Nach der Schlacht werden die verwundeten Feinde, ohne Unterschied, ob Männer, Frauen oder Kinder, mit Keulen getötet, mit denen auch die jungen Frauen bei Verfolgung des Feindes bewaffnet sind, die vor der Schlacht mit ihren Gesängen die Männer ermutigen und nach derselben ihnen im blutigen Handwerk helfen. Wenn ein Feind einen Raubzug unternommen hat, so müssen die Männer des ausgeraubten Bezirkes ausziehen und den Feind verfolgen, wobei sie längs des Weges, den sie gegangen sind, das Gras abbrennen, um die Richtung anzuzeigen, die sie genommen haben; kehren sie am selben Tage nicht zurück, so wird ein Geschrei erhoben, wodurch die Frauen aufgefordert werden, ihren Männern zu folgen, wobei sie sich mit Stöcken und Keulen bewaffnen. Ebenso bewaffnet gehen sie umher, wenn ihre Männer mit dem Häuptlinge auf einem Raubzuge abwesend sind.

So mutig und tapfer auch die Xosa, besonders auch die Ngqikas sind, das Achten auf Vogelgeschrei hat sie um manchen Sieg gebracht. Zu König Hintsas Zeiten mußte alles fahle, lehmfarbige Vieh geschlachtet werden, weil es im Kriege Unglück bringen sollte.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft für Thüringen zu Jena

Jahr/Year: 1891

Band/Volume: 10

Autor(en)/Author(s): Kropf A.

Artikel/Article: Die Lebensweise der Xosa-Kaffern 14-21